



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brachvogel, Carry: Vom Könner und vom Dichter

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Vom Könner und vom Dichter*)

Von Carry Brachvogel



u deinem Nutzen, lieber Laie, schreibe ich diese Zeilen nieder, zu deiner Aufklärung. Nicht zu deiner religiösen, politischen oder sexuellen, sondern zu deiner literarischen. Ich habe nämlich immer bemerkt, daß du in puncto Literatur noch in kindlichen Irrtümern befangen bist, soviel Mühe wir vom Bau, wir Literaten und Journalisten, uns auch seit Jahrzehnten mit dir gegeben haben. Immer noch greiffst du gierig nach einem fesselnden Roman, immer noch läufst du erwartungsvoll in ein spannendes Drama, immer noch hältst du den Autor solch verirrter Machwerke für eine bewundernswerte Erscheinung. Darum eben, lieber Laie, mußt du aufgeklärt werden! So gründlich aufgeklärt, daß du künftighin den fesselnden Roman mit einer verächtlichen Geste beiseite schiebst und den langweiligsten verlangst, daß du dich eher in die Zwangsjacke stecken, als in ein fesselndes Drama führen läßt. Dagegen eilst du mit gierigen Nerven nach einem recht öden, das schon nach der dritten Aufführung abgesetzt wird, und in dem du bereits nach dem ersten Akt an den Folgen der Exposition entschliffst. Den Verfasser der verirrten Machwerke aber — im Parnasjargon „Könner“ genannt — wirfst du dann mit der ihm gebührenden Verachtung betrachten.

Aus veilschenblauen Laienaugen blickst du mich mit stummer Frage an. Doch ehe dein Mund noch die ungesprochene zum Satze geformt hat, muß ich an dich die prüfende Gegenfrage stellen: „Was ist ein Könner?“ Du erwidertest darauf: „Ein Könner ist ein Mann, der etwas kann, der sein Metier versteht.“ — „Und was verdient ein Könner?“ — „Achtung, Bewunderung und unter Umständen viel Geld.“

Ganz richtig, lieber Laie, oder vielmehr, es wäre ganz richtig, wenn du von einem Schuster, von einem Koch, von einem Juristen, Kaufmann, Diplomaten, Minister oder noch erhabeneren Persönlichkeiten sprächest. In jedem Beruf gilt

*) Angesichts der äußeren Erfolge, die eine feile Duzend-Literatur heute wie ehemals davonträgt, während die Werke der Vornehmen und Edlen ungekannt beiseite stehen, ist der obige temperamentvolle Ausbruch einer empörten und sich doch satirisch händigenden „Könner“-Seele wohl zu verstehen. Im übrigen vergl. unsern Leitartikel in Nr. 27 v. 1. Juli 1909.

D. Schriftstg.

die genaue Kenntnis des Metiers, die genaue Kenntnis der Technik für unerlässlich. Wer sich zum Herrn über Metier und Technik aufgeschwungen hat, wird als Meister seines Faches gepriesen. Ganz anders in der Literatur, bei der tragikomischen Erscheinung, die „deutscher Dichter“ heißt. Sein Ehrenkränzel ist dahin, sobald er sich mit dem verflixten Frauenzimmer Technik einläßt. Der Verkehr mit ihr adelt nicht, sondern entehrt. Sobald er sich, statt in weltfremder Versunkenheit einsam zu wandeln, zielbewußt mit ihr blicken läßt, sinkt er in den Augen seiner Berufsgenossen zum Idioten oder Verbrecher herab. Zum Idioten, wenn ihm der Sinn für die raffinierten Kniffe des verflixten Frauenzimmers angeboren ist, zum Verbrecher, wenn er ihr in jahrelangem Studium, in strenger Selbstzucht und Arbeit abgelernt hat, wie man ein Publikum fesselt und unterhält.

Deine veilschenblauen Augen fragen erstaunt, wie das möglich sei, warum gerade dem Dichter als Schande angerechnet werden soll, was jedem anderen zur Ehre gereicht. Die veilschenblaue Frage beweist aufs neue, daß du in literarischen Dingen, Vorstellungen und Idealen unbewandert bist wie ein Kind, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen. Du möchtest etwa gar noch geltend machen, daß der Könner, das heißt der Mann, der einen fesselnden Roman, ein spannendes Drama schreiben kann, doch bei allen gebildeten Nationen zu Ansehen und Ruhm gelangt sei und weist siegesficher auf die Franzosen hin. Aber Mensch, Laie, begreifst du denn nicht, daß der Deutsche und sein Dichter, oder vielmehr die Vorstellung, welche er sich von einem Dichter macht, Anspruch auf eine Ausnahmestellung erhebt? Hast du denn ganz vergessen, wie der Deutsche sich von jeher einen Dichter dachte, wie er ihn wollte? Ein langmähniger, halbverhungertes Hans-guck-in-die-Luft, der in einer ungeheizten Dachstube wußt drauf los phantasierte und ganz zufrieden war mit seiner Rolle als tief veranlagter Hanswurf! So und nicht anders wollte der Deutsche seinen Dichter sehen, und wenn Goethe seinem Volk solange fremd blieb, wenn sie ihn immer wieder „falsch“, „Minister“, „Erzellenz“ schalten, so taten sie es nicht nur, weil seine gesunde Lebenskenntnis sie verdroß, sondern mehr noch, weil sie ihm nicht verzeihen konnten, daß er ein wohlhabender Mann war. Im Lauf der Jahrzehnte haben sich die Beziehungen zu dem Großen von Weimar nun allerdings geändert, so sehr geändert, daß es schon ein Goethe-Pfaffentum gibt, das den Namen seines Herrn mißbraucht. Aber wenn Goethe auch verziehen wurde, daß er kein Hans-guck-in-die-Luft und kein armer Schlucker war, so bleibt er eben auch in diesem Fall die Ausnahmeerscheinung, deren Gesetze und Vorrechte nicht für andere gelten. Nach wie vor verlangt der Deutsche vom Dichter, daß er so wenig wie möglich mit der wirklichen Welt zusammenhängt, hungernd und frierend in schäbiger Dachstube von der blauen Blume der Romantik träumt.

Aber die Dichter sind nun mal Karnickel, und der moderne Dichter sträubt sich ganz entschieden dagegen, so zu leben und zu wirken wie sein Ahnherr, der tief veranlagte Hanswurf. Er wohnt nicht selten in einer prächtigen Wohnung,

wenn nicht gar in der eigenen Villa, weiß, was ein Friseur und Manifure ist, kennt Trüffelpoularden und Sekt nicht nur vom Hörensagen und findet braune Kassenscheine nicht minder erstrebenswert als blaue Blumen. In dieser veränderten Lebensauffassung kann Michel nichts ändern; denn sie hängt mit der ganzen Entwicklung des Deutschtums zusammen. Michel ist ja auch ein recht pfißiger Streber. Er sieht es ganz gern, wenn die Seinen nach außen hin zeigen, daß er groß und mächtig geworden ist und das Geld bei ihm keine Rolle spielt. Also mag sich in Gottes Namen der Enkel des Hanswursten gut kleiden, mag er gut essen und trinken, Autos halten und Weltreisen machen, wenn er nur noch in einem Winkelfchen seines Herzens, in irgendeiner Kammer seiner Seele der würdige Hanswurstennachfahre geblieben ist! Außerlich mag er sich mit allen Poren an der Wirklichkeit festsaugen, innerlich soll er sie nach wie vor hassen. Mit allen möglichen raffinierten Künsten und Weibern mag er sich sehen lassen, mit Mystizismus und Bretteldamen, mit Symbolismus und Schlangenbändigerinnen, aber nur nicht mit dem verfluchten Frauenzimmer Technik.

Die Technik ist in Michels Augen noch immer die Prostitution. Sie ist es, die Unfrieden sät zwischen ihm und seinem Dichter, und wie Friedrich Wilhelm IV. einst wünschte, daß sich zwischen ihn und sein Volk kein Blatt Papier drängen solle, das Blatt Papier nämlich, auf dem die Verfassung stand, so verlangt auch Michel: „Ich will nicht, daß sich zwischen mich und meinen Dichter ein Blatt Papier drängt“, das Blatt Papier nämlich, auf dem ein wirksames Szenarium steht. Wirkfam! — welch entwürdigendes Wort für einen, dem die Muse die Stirne geküßt hat! Wirkfam — ein abscheulicher Begriff, der ein zweites deutsches Ideal — die Formlosigkeit — verneint. Du erinnerst dich doch, lieber Laie, daß bis vor kurzer Zeit Formlosigkeit eine unserer Leidenschaften war, und daß es als deutsch und tugendhaft galt, die Form unter allen Verhältnissen zu verachten. Nur als Zopf und als Lakaienium hatte sie Ansehen. Bureaokratismus und Kotau waren die einzigen Formen, die galten. Fern vom Bureau, der Kaserne und dem Königsschlosse wollte Michel sein schönes Selbst rückhaltslos ausleben, daß heißt eben, an gar keine Form gebunden sein. Wo Form herrschte, war's ungemütlich. Gemütlich zu sein, war der erste Beruf des Deutschen. Er war ja auch so gemütlich, daß er nicht einmal ungemütlich wurde, wenn die Nachbarn ihm das Fell über die Ohren zogen. Diesen rührenden Sinn hatte er sich denn auch glücklich ins neue Reich hinübergerettet, und der Geist der Akademie Française schien ihm eben so verächtlich wie der Gehrock und der Lackschuh. Er schrieb und redete, wie er wollte, kleidete und benahm sich, wie er wollte und war überzeugt, daß nur dekadente und vermorschte Existenzen sich täglich des Tubs und des Smokings bedienten.

Formlosigkeit, holdseliges deutsches Ideal! Wie durftest du vom Dichter weichen! Hat sich im übrigen Leben auch Michel den allgemein-europäischen Formforderungen mehr oder weniger fügen müssen: am Dichter, am Werk des

Dichters oder wenigstens an der Struktur des Werkes will er die Malzeichen seiner köstlichen Vergangenheit sehen. Mag er sich sonst zur Entwicklungslehre verhalten, wie er will, vom Dichter zu ihm muß sich das ontogenetische Gesetz spannen. Und weil beim Dichter eben Form gleichbedeutend ist mit Technik, soll der Nachfahre des tief veranlagten Hanswursten sie verabscheuen, oder noch besser, gar nicht kennen.

Du lächelst, lieber Laie, und meinst, die erste Forderung aller Kultur sei die Form, ja, Kultur sei dasselbe wie Form, und du weist auf Dichter, auf Erscheinungen hin, die im eigenen Vaterland hoch emporgekommen sind und den deutschen Namen auch außerhalb der Landesgrenze zu Ansehen gebracht haben. Solche Einwendungen, lieber Laie, sind recht kindlich, um nicht zu sagen kindisch. Wer sagt dir denn, daß der Deutsche von heute an seinen Dichter eine Kulturforderung stellt? Ob er ihn mit seinem „Los von der Technik“ nicht viel eher in verzückter Barbarei sehen will . . . Und was die lebenden Dichter betrifft, die fremde Länder, fremde Verleger und fremde Bücher erobert haben, lieber Laie, täusche dich nicht über sie! Mag man sie im Ausland noch so sehr bewundern ob ihrer Technik, ob ihrer Fähigkeit, Gedachtes und Erlebtes in eine strenge und zugleich blendende Form zu gießen — wenn sie heimkehren von ihrem Triumphzug, bläst der Wind aus einer anderen Ecke. Michel steht da, die Hände in den Hosentaschen, sieht den Mann des Erfolges halb spöttisch, halb mitleidig an, spuckt aus und sagt ärgerlich ganz von oben herab: „Der Kömmer!“

Wieder lächelst du, lieber Laie, und meinst, daß Deutschland, in dem Technik auf allen möglichen anderen Lebensgebieten so hoch gewertet wird, doch unmöglich gerade die dichterische Technik verachten könne. Ja, weist du denn nicht, daß die Schreckensmänner der großen Revolution, die tagsüber im Amt voll Vergnügens durch Blut wateten, am Abend, wenn sie heimkamen, die zärtlichsten, sentimentalsten Familiensimpel waren? Irgendeine Stelle muß der Mensch haben, an der er Mensch, d. h. rührselig und unter Umständen auch verlogen sein kann. Wenn Michel tagsüber im Getriebe seiner prachtvollen Maschinenteknik gestanden hat, wenn er die Hämmer seiner Eisenwerke, die Räder seiner Fabriken, die Dampfrosse seines Verkehrsnetzes hat klirren, schnurren und fauchen hören, wenn ihm der Kopf wirr und müde ist vom Kampf und Geschrei der Konkurrenz, dann geht er abends heim und verlangt nach einem Roman, der nicht etwa ein interessantes Stück Menschengeschichte gibt, mit Begebnissen, heiß und wundersam wie das Leben selbst, sondern der nur Nebensächlichkeiten und Banalitäten enthält. Und wenn er ins Theater geht, will er ein Stück sehen, in dem der vierte Akt an der Stelle des zweiten stehen und der letzte wegfallen oder auch durch drei weitere ergänzt werden könnte . . . Du lächelst überlegen und nimmst an, daß ich flunkere, findest, daß der Mann, der sich unterfängt, einen Roman, ein Drama zu schreiben, ohne die Technik seines Metiers zu beherrschen, im Gegensatz zum Kömmer ein Nichtkömmer sei. Weit gefehlt! Der Antipode des Kömmers ist keineswegs der Nichtkömmer, sondern

— der Dichter. Ersetzt er gar noch durch Mangel an Gedanken und Unklarheit des Ausdruckes, was ihm an Form fehlt, so braucht ihm um seine Zukunft nicht bange zu sein. Zunächst versichern wir vom Bau ihm zehn Jahre oder noch länger bei jedem neuen Werk, daß es „zwar als Ganzes mißlungen genannt werden müßte, aber voll hoher, dichterischer Schönheit sei“. Und mit dieser Abschlagszahlung auf den Ruhm zieht er dann in den Vorhof der Unsterblichkeit, in die Literaturgeschichte ein.



Die Methode und die Technik der preussischen Verwaltung^{*)}



ine sehr weitgehende Einwirkung auf die Verhältnisse in unsrer heutigen Verwaltung mißt von Massow einer Veränderung der Verwaltungsmethode bei, die in den letzten Jahrzehnten eingetreten ist. Er erblickt darin sogar die Hauptursache der jetzigen unerfreulichen Zustände.

Wie er richtig bemerkt, beruht unsre Verwaltung noch heute durchaus auf den Grundlagen, die Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite gelegt haben; alle noch geltenden Vorschriften über den Dienstbetrieb gehen inhaltlich auf sie oder ihre Zeit zurück. Eine der wichtigsten Forderungen, die diese beiden Könige aber an ihre Verwaltungsbeamten richteten, war die genaueste Kenntnis des Landes und seiner Verhältnisse. Die ganze Verwaltung war auf dieser Grundlage aufgebaut. So schrieb z. B. schon die Instruktion für das Generaldirektorium vom 20. Dezember 1722 vor, daß die Präsidenten der Provinzialverwaltungsbehörden ihre Departements so genau kennen sollten, wie ein Kapitän seine Kompagnie. Ähnlich verlangte Friedrich der Große, daß seine Kriegsräte die Provinzen „aus- und inwendig kannten“. Demgemäß sollten nach der Instruktion für die Kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer vom 22. Juli 1748 die Kammermitglieder über alle Angelegenheiten ihrer Provinz so unterrichtet sein, daß sie ohne Rückfragen sofort berichten könnten.

Das Hauptmittel zur Erwerbung so genauer Kenntnisse waren regelmäßige und planmäßige Bereisungen der Amtsbezirke. Alle Beamten, von den Präsidenten bis zu den Ortsbeamten hinunter, waren angewiesen, ihre Amtsbezirke im ganzen Umfang regelmäßig zu bereisen, der Steuerrat z. B. jährlich zweimal. Dabei hatten sie nicht bloß die grade schwebenden Angelegenheiten zu unter-

^{*)} Vgl. Die Not der preuß. Bewv. Grenzboten 1910, Nr. 3 u. 4.